Mein Distanzritt Berlin-Wien

Albin Friedrich Wilhelm Theodor Reitzenstein ...



Mein Distanzritt Berlin—Wien.

Vortrag,

gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 7. Dezember 1892

von

Freiherrn von Reitzenstein,

Rittmeister im Kürassier-Regiment von Driesen (Westfälischen) Nr. 4.

Mit einer Steindrucktafel.

Berlin 1893.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 68–70.

Sonderabdruck aus dem Beiheft zum Militär-Wochenblatt, Heft 1, 1893.

Ich werde wiederzugeben versuchen, was mich bewegte, was ich erlebte und was mich zu handeln bestimmte, von dem Momente der Veröffentlichung der Proposition bis zum Passiren des Zieles in Florisdorf.

Die eingeflochtenen Betrachtungen sind rein subjektiver Natur und beanspruchen keinen anderen Werth.

Die Proposition zum Distanzritt dürfte allgemein bekannt sein. Es wird vielfach getadelt, die Proposition habe den militärischen Verhältnissen nicht genügend Rechnung getragen. Eine Proposition muß in erster Linie so gefaßt sein, daß durch eine genügende Anzahl Unterschriften das Unternehmen gesichert ist. Es fragt sich, ob dieses erreicht worden wäre, wenn Jeder sein Pferd hätte selbst verpflegen müssen und wenn eine Erkundung des Weges ausgeschlossen gewesen wäre.

Sobald man eine Proposition unterschreibt, erklärt man sich mit derselben einverstanden, das heißt, man nimmt den Kampf unter den gegebenen Bedingungen auf oder zahlt Reugeld. Erörterungen über das „Für" und „Wider" von Seiten der Betheiligten nach stattgefundener Entscheidung sind zwecklos. Niemand ist gezwungen, den Kampf aufzunehmen, der ihm ungleich erscheint oder welchen mit Erfolg durchzuführen er sich nicht gewachsen fühlt. Das Reugeld entbindet ihn von jeder Verpflichtung.

Kleinlich aber erscheint es für den Besiegten, nachträglich den Grund der Niederlage in der Proposition zu suchen.

Mit meiner Unterschrift vom 1. August d. J. stand ich auf dem Boden der Proposition. Ich war entschlossen, den Kampf um den besten Rekord aufzunehmen und durchzuführen.

Ich leugne nicht, daß auch mich die Frage bewegt hat, soll ich unterschreiben oder nicht.

Von dem Standpunkte des Rennreiters aus sagte ich mir „nein". Ein guter Reiter nimmt nie mehr aus seinem Pferde heraus, als er zum Siege braucht; er kennt die Leistungsfähigkeit seines Pferdes, seine eigene Kraft, er sieht und beurtheilt seine Gegner während des Rennens, er überschätzt oder unterschätzt sie und ändert blitzschnell im entscheidenden Augenblick seine Taktik zu reiten und siegt, wenn auch nur um einen Kopf.

Ein Rennen über eine Entfernung von etwa 600 km aufzunehmen, eine Entfernung, über welche man die eigenen und des Pferdes Kräfte vorher nicht ausprobiren kann, besonders aber gegen Reiter zu kämpfen, die man nicht sieht, ist sportlich unmöglich.

Jeder müßte in solchem Falle sein Pferd auf Tod und Leben ausreiten, er siegt mit ungezählten Längen, wo er nur um einen Kopf zu siegen brauchte, er opfert unter Umständen sein Pferd, obgleich er nicht mehr gewinnen kann.

In einem ganz anderen Lichte erscheint die Proposition vom militärischen Standpunkte aus betrachtet. Hier gilt es nicht, ein Rennen zu reiten, um zu zeigen, daß das eine Pferd besser ist als das andere, sondern es wird von den Vertretern zweier verbündeter Armeen verlangt, zu beweisen, was Reiter und Pferd mit Aufbietung aller Kräfte zu leisten im Stande sind.

Nur in diesem Sinne wurde die Allerhöchste Genehmigung zu dem großartigen Wettkampfe gegeben, nur so konnte und mußte die Proposition aufgefaßt werden.

Wie aber die Aufgabe lösen?

Lange dachte ich darüber nach und kam immer wieder zu demselben Ergebniß.

Mit ××× *) entlassen, müssen Reiter und Pferd am Ziele zusammen stürzen, nur in diesem Falle wird die höchste Leistung erreicht sein.

Vor einer derartigen Lösung der Aufgabe schreckte ich zurück, weil ich mich derselben nicht gewachsen fühlte. Es dürfte wohl außerhalb der Grenze menschlicher Berechnung liegen, bei einem Ritte von nahezu 600 km seine eigenen und des Pferdes Kräfte so zu kennen und zu sparen, daß man gewiß ist, das Ziel zu erreichen und doch im Ziel das Letzte hergegeben zu haben.

Ankommen mußte man auf jeden Fall, sonst war der Ritt, vom militärischen Standpunkte aus betrachtet, werthlos. Alle Reiter, welche mit einem weniger guten Rekord das Ziel erreicht haben, rangiren vor denen, welche kurz vor Wien liegen geblieben sind, trotz einer bis dahin ausgezeichneten Leistung.

Daß ein Reiten auf Tod und Leben von den Proponenten nicht beabsichtigt war, ergab die Aussetzung des hohen Konditionspreises. Es sollte durch denselben der Ueberanstrengung der Pferde eine Grenze gesetzt werden; man gab zu erkennen, daß die beste militärische und reiterliche Leistung von dem erreicht werde, welcher sein Pferd mit dem besten Rekord und in der besten Verfassung durchs Ziel brachte.

---

*) „×××“ militärische Bezeichnung für höchste Eile bei Ueberbringung einer Meldung oder eines Befehls.

Dieses zu erreichen hatte ich mir vorgenommen, daraufhin allein mein ganzes Reiten eingerichtet. Daß ich es nicht erzielte, lag nicht an der Unzulänglichkeit meines Pferdes, sondern an den Fehlern, welche ich gemacht habe.

Im Distanzreiten ohne jegliche Vorschule, standen mir nur meine Manövererfahrungen zu Gebote. Von diesen bin ich ausgegangen, unterstützt durch die Ansichten über Training und Behandlung des Pferdes, welche ich mir durch meine zwölfjährige Thätigkeit im Renn- und Jagdsattel gebildet hatte.

Fast in jedem Manöver mit zwei aufeinander folgenden Biwaks sind die Pferde drei Tage und zwei Nächte ohne sonderliche Ruhe. Die den Vorposten zugetheilten Pferde sind sogar stets unter dem Sattel und selbst in der Nacht in Bewegung. Trotzdem ist ihr Zustand ein erträglicher und bleiben die Pferde leistungsfähig. Ich sagte mir, was würden die Pferde leisten ohne Gepäck, zumal wenn sie durch rechtzeitiges und häufiges Führen mehr geschont würden? Daß Pferde drei Tage und zwei Nächte unterwegs bleiben können, stand fest, es fragte sich nur, ob nicht die Magennerven bei vermehrter Anstrengung erschlaffen würden, so daß das Pferd das Futter versagte.

Die Magennerven werden weniger durch gleichmäßig andauernde, starke Anstrengungen angegriffen und in Mitleidenschaft gezogen als vielmehr durch innere Erregung, hervorgerufen durch Ueberanstrengung oder durch unruhiges Reiten.

Jede Erregung theilt sich in erster Linie dem Magen mit und übt hier zunächst ihren schädlichen Einfluß aus. Nichts bringt das Pferd schneller in der Kondition herunter und macht es in kürzester Zeit leistungsunfähig als forcirtes Reiten mit Peitsche und Sporen.

Möglichste Schonung des Pferdes und Vermeidung jeglicher Aufregung während des Rittes hielt ich für die wesentlichste Bedingung für eine glückliche Durchführung. Ich hielt an dem Prinzip fest, von dem Pferde immer nur Mögliches zu verlangen, vom Reiter scheinbar Unmögliches.

Nicht durch Verstärken des Tempos, sondern durch Abkürzung der Ruhe- und Einschränkung der Futterpausen wollte ich Boden gewinnen, lieber führen, als das Pferd im Stalle steif werden lassen. So dachte ich den Weg von Berlin nach Wien vor Ablauf des dritten Tages zurückzulegen.

Das Schwierigste war die Beschaffung eines geeigneten Pferdes. Ich war und bin auch heute noch der Ansicht, daß dieses nur unter dem Vollblut oder hochgezogenen Halbblut zu suchen ist.

Nur diese geben willig Alles her bis zum letzten Athemzuge, und wenn die Kräfte nachlassen, dann ist es nur das edele Blut, welches sie zu den letzten und höchsten Anstrengungen befähigt. Dafür haben meine Stute und viele hochgezogene ungarische Pferde den Beweis geliefert.

Gute Vollblutpferde dienen zum größten Theil als Luxuspferde oder zu Rennzwecken, sie sind an sehr gute Pflege gewöhnt, gehen vorzugsweise

auf weichem Boden und sind nicht genügend abgehärtet. Für einen Distanzritt müßte man das Vollblut erst zum Soldaten- oder Arbeitspferde machen und es würde bei Weitem widerstandsfähiger und leistungsfähiger sein als jedes andere Pferd. Besser eignete sich schon ein Vollblut, welches als Jagdpferd dient. Es ist an schlechte Wege gewöhnt, oft den ganzen Tag unterwegs, durch Wind und Wetter abgehärtet und nicht so abhängig von der Futterstunde. Gute Jagdpferde sind selten und wer eins hat, verkauft es nicht, wenigstens nicht um 3000 Mark, die ich höchstens anlegen konnte.

Größere Jagdställe, aus welchen man ein Pferd hätte erstehen können, giebt es in Deutschland nicht. Ich wandte mich daher in dieser Angelegenheit an den Grafen Nikl. Esterházy nach Wien und schrieb ihm ungefähr Folgendes:

Ich habe zum Distanzritt genannt, ich will gewinnen und zwar wenn möglich auf einem Vollblutpferde. Ich halte dieses im Interesse der Vollblutzucht für wünschenswerth.

Ich glaube, daß es innerhalb der Grenze der Leistungsfähigkeit eines Pferdes liegt, drei Tage hintereinander je 200 km zurückzulegen. Ich beabsichtige, Tag und Nacht zu reiten, nur kurze Ruhe- und Futterpausen zu machen und hoffe vor Ablauf des dritten Tages in Wien zu sein.

Graf Esterházy schrieb mir zurück, daß er kein Pferd besitze, welches allen Ansprüchen genüge, daß er mir aber einen Vollblutschimmel von Waisenknabe, der in guter Wagenkondition sei, zur Verfügung stelle.

Inzwischen hatte ich durch den Stallmeister des Herzogs von Arenberg erfahren, daß in Gent eine englische Vollblutstute stehe, welche früher in England Jagd gegangen sei und als Reit- und Wagenpferd im Gebirge bereits größere Touren gemacht habe.

Nach der Beschreibung und der bisherigen Thätigkeit des Pferdes faßte ich großes Vertrauen zu demselben. Ich ließ es für mich fest machen, bis ich es selbst versucht hätte, was in den nächsten Tagen geschehen sollte.

Am 27. August erhielt ich die Nachricht, daß die Stute stark gedrückt sei und einen so empfindlichen Rücken habe, daß sie augenblicklich nicht zu reiten sei. Nunmehr schrieb ich an den Grafen Esterházy, er solle den Schimmel schicken, erhielt aber die Nachricht, daß derselbe schon verkauft sei.

Ich hatte nur noch zwei Tage bis zum Nennungsschlusse.

Auf Veranlassung Sr. Excellenz des Generals der Kavallerie Herrn v. Albedyll, der sich warm für die große Sache interessirte, fuhr ich am 29. August nach Belgien, um die Stute zu besichtigen.

Ich war entzückt über die Formen der Stute; gerade das, was ich suchte. Drei bis vier Zoll groß, stand sie da auf vier Säulen mit mächtiger, schräger Schulter, starkem, nicht zu kurzem Rücken, geschlossener Niere und einer Hinterhand, wo jede Muskel sagte: Und wenn der Boden noch so tief ist, ich komme durch. Ein trockener edler Kopf und ein lebhaftes Auge verriethen ein Feuer, welches, einmal entfacht, sich selbst verzehren mußte.

Ganz der Typus eines Vollblutpferdes. Die Beine trocken und klar, die Sprunggelenke wunderbar geschient, Fesseln und Hufe tadellos. Das Einzige, was ich auszusetzen hatte, war ein kurzer Hals verbunden mit einem nicht günstig angesetzten Genick.

Die Stute zeigte zehn Jahre. Ein Pedigree war nicht vorhanden. Nach einem Proberitte erstand ich sie um 1500 Francs und taufte sie nach meinem Manöverquartier „Lippspringe“.

Es mußte mir natürlich daran liegen, die Herkunft der Stute nachzuweisen. Es ist mir dieses auch nunmehr gelungen. Die Stute ist eingetragen im englischen Stud-Book unter dem Namen Rotation, braune Stute, geb. 1882 von Siderolite a. d. Gyration. Sie war im Besitz eines englischen Offiziers und wurde vor drei Jahren im Tattersall zu London nach Belgien verkauft. Der letzte Besitzer war Herr van der Pohl in Gent.

Da ich während des Manövers keinen Urlaub nehmen wollte, so mußte ich den Training des Pferdes, das Studium des Kartenmaterials sowie Alles, was sich auf die Vorbereitung des Rittes erstreckte, während des Manövers vornehmen.

Am 3. September traf Lippspringe in meinem Quartier zu Steinheim i. Westf. ein. Gar bald stellte sich heraus, daß die Stute sich nicht putzen ließ und sehr empfindlich war.

Bei einem unter meiner Aufsicht angestellten Versuche ging sie hoch in die Raufe und biß sich mit den Zähnen fest. Ihren Namen Rotation verdiente sie mit Recht.

Es war mir bislang der billige Preis der Stute etwas Besorgniß erregend gewesen, ich war gespannt, mit welchem Uebel sie mich eines Tages überraschen würde. Jetzt war ich beruhigt. Um die Stute mit Striegel und Kardätsche nicht unnöthig zu quälen, ließ ich sie mit lauwarmem Wasser waschen und mit Flanelllappen trocken reiben. Diese Behandlung that ihr sichtlich wohl, sie zeigte sich dankbar und wurde sehr bald ganz vertraut.

Von diesem Momente an ließ ich Lippspringe nicht mehr aus den Augen, ich futterte wenn irgend möglich selbst und widmete ihr meine ganze freie Zeit. Ich vertiefte mich in das psychologische Studium der Stute, eine zeitraubende, aber höchst interessante und dankbare Arbeit, welche unumgänglich nothwendig ist, um schnell und sicher das Vertrauen zwischen Reiter und Pferd herzustellen. Der Erfolg blieb nicht aus, ich erreichte nach Verlauf von 14 Tagen, daß die Stute mir folgte wie ein Hund anstandslos und treu selbst in der Dunkelheit.

Ich habe während des Rittes nach Wien nie am Zügel geführt, entweder ich ging vorauf, solange die Stute frisch war, oder hinterher, sie vorwärts treibend, bergab trabte ich meistens nebenher mit der rechten Hand einen Schopf Mähne erfassend.

Des Druckes wegen benutzte ich einen gut verpaßten Armeesattel ohne Woylach. Die gedrückte Stelle wurde so nicht belastet und heilte während

des Gebrauchs des Pferdes durch Behandlung mit einer Quecksilberlösung. Nach Verlauf von drei Wochen war die Stute völlig druckfrei.

Große Sorge machte mir die Wahl des Hufbeschlages. Auf den steinigen Straßen im Gebirge war die Gefahr einer Sohlenquetschung groß. Ich entschloß mich, zum Schutze der Sohle eine starke Lederplatte unterzulegen, welche fest mit dem Eisen verbunden war, und ließ zur Vermeidung der Strahlfäule etwas Werg mit Holztheer zwischen Lederplatte und Hufsohle einlegen. Nach Verlauf von zehn Tagen schonte die Stute vorne links. Eine vermehrte Hitze im Huf war nicht zu fühlen und auch die Sehnen waren klar. Die Lahmheit verschwand zwar am nächsten Tage, aber die Stute ging klamm. Ich hatte wohl die Befürchtung, daß die untergelegte Lederplatte drücken könne, wollte mich aber nicht entschließen, den Beschlag zu ändern, bevor ich mir in der Lehrschmiede zu Berlin Rath geholt hatte.

Einen besonderen Training zur Muskelansetzung und zur inneren Entfettung habe ich mit der Stute nicht vorgenommen. Sie war nach ihrer bisherigen Verwendung in genügender Arbeit und völlig in Kondition. Ich ritt die Stute einmal zu einer Gefechtsübung, um mich zu überzeugen, wie dieselbe querfeld gehen würde. Im Uebrigen arbeitete ich sie täglich nach dem Einrücken einige Stunden auf der harten Straße und bemühte mich, ihr steifes Genick etwas durchlässiger zu machen und ihr eine Haltung zu geben, in welcher sie nach ihrem Gebäude ohne Zwang am besten zu gehen vermochte.

Aus der Haltung mußte sich das zweckmäßigste Tempo ergeben. Es stellte sich heraus, daß die Stute bei einem Trabtempo von 4 Minuten pro Kilometer in guter Gebrauchshaltung ging, und daß sie diese selbst bei einem Dauertrabe von 30 km ohne Schritteinlage nicht verlor.

Ich bemerke, daß die Stute ein weit schnelleres Tempo zu gehen gewöhnt war und daß sie den Kilometer in 2²/₃ Minuten zurücklegte, wenn sie ging, wie sie wollte. Bei einem Dauerritt ist ein solches Tempo natürlich ausgeschlossen. Selbst bei sehr guten elastischen Wegen, wo die Gelenke weniger angegriffen werden, wird bei einem starken Tempo infolge der erhöhten Muskelanspannung die Herz- und Lungenthätigkeit zu sehr in Anspruch genommen. Vom Herzen geht die Arbeit der Organe aus; ist die Herzthätigkeit unregelmäßig, so wird auch der Blutumlauf ein ungleichmäßiger sein, und die Organe arbeiten nicht richtig.

Bei einem Dauerritt müssen die inneren Organe möglichst geschont werden. Sind dieselben einmal durch Ueberanstrengung oder andere Einflüsse in Erregung gebracht, das Pferd gleichsam inwendig erhitzt, so bedarf es geraumer Zeit zur inneren Beruhigung und Abkühlung, bevor das Pferd Futter nehmen darf. Zu früh gefuttert führt leicht Kolik und den Tod herbei.

Das Aussehen trügt, viele Pferde schwitzen immer, selbst bei der geringsten Anstrengung, andere wiederum fast nie. Es würde falsch sein, zu

glauben, daß das Pferd mit dem Augenblicke innerlich abgekühlt sei, wo es sich äußerlich trocken und nicht mehr erhitzt anfühlt.

Es ist ganz etwas Anderes, ob ich eine Tagesleistung zu bestehen habe, wo ich erst nach Vollendung des Rittes futtere, oder eine Dauerleistung von mehreren Tagen, wo Futterpausen absolut erforderlich sind. Im ersteren Falle kann ich das Tempo verstärken bis zur höchsten Anspannung des Pferdes, ich habe ja am Ziele Zeit zur Abkühlung; in letzterem Falle würde es ein großer Fehler sein, weil zur jedesmaligen Auskühlung zu viel Zeit verloren geht. Was man also durch stärkeres Tempo an Zeit gewinnt, büßt man unmittelbar durch die nothwendige, längere Ruhepause an Zeit ein.

Der Kilometer zu 4 Minuten ist für einen Dauerritt ein recht gutes Tempo, über Exerzirtrab. Für meine Stute war es das gegebene.

Es giebt wenig Pferde, welche nach ihrem Gebäude und ihrer Schulung dasselbe Tempo gehen. In der Soldatenreiterei muß dasselbe ausgeglichen werden, die Leistungsfähigkeit des einzelnen Pferdes aber leidet darunter. Ich halte das Reiten in Gesellschaft während eines Distanzrittes aus diesem Grunde für fehlerhaft.

Nachdem ich mich mit dem Pferde vertraut gemacht und das Tempo festgelegt hatte, benutzte ich einen Marschtag zu einem Proberitte. Ich hatte noch keinen Anhalt für die Leistungsfähigkeit der Stute. Auch wußte ich nicht, ob ich selbst im Stande sein würde, Tag und Nacht durchzureiten, im Gebirge und auf Wegen, die ich nicht erkundet hatte.

Ich legte mir auf der Karte eine Schleife von 200 km mit zweimaligem Passiren des Teutoburger Waldes bis zu meinem nächsten Quartier. Ich merkte mir die Richtung und Abzweigungen der Straße, sowie die Reihenfolge der Städte und Dörfer mit ihren Abständen in Kilometerzahl, so daß ich während des Rittes keine Karte brauchte. Ich ritt um 8 Uhr morgens ab. Nach 50 km futterte ich etwas Brot und gab verschlagenes Wasser. Nach 100 km machte ich eine dreistündige Rast und futterte Hafer. Die zweiten 100 km legte ich darauf während der Nacht in einer Tour zurück und langte morgens um 3 Uhr ohne Unfall in meinem Quartier an, woselbst die Stute bis zum Nachmittage Ruhe hatte. Nachdem ich den Tag über manövrirt hatte, bestieg ich um 3 Uhr nachmittags die Stute und legte noch 50 km zurück. Die Stute war nach dieser Leistung ganz frisch, fraß 15 Pfund Hafer und legte sich sofort. Ich hatte somit nahezu 27 Meilen in 19 Stunden zurückgelegt, immerhin eine Leistung, wenn man annimmt, daß diese Entfernung nicht auf der Rennbahn, sondern auf der harten Straße und zum Theil im Gebirge zurückgelegt wurde.

Nunmehr war eine feste Basis geschaffen. Es lag mir jetzt nur daran, das Pferd bei mäßiger Arbeit und gutem Futter in vollster Kraft gesund und frisch an den Start zu bringen. Wenn man aus einem Pferde etwas

herausholen will, so muß man nicht allein etwas hinein futtern, sondern auch dafür sorgen, daß die Kräfte, welche sich in den Muskeln abgelagert haben, aufgespeichert bleiben und nicht durch angestrengte, bis zum Start ausgedehnte Arbeit verzehrt werden.

Solange die Stute in meinem Besitz war, ist sie nur von mir geritten worden. Dieses geschah nach den Uebungen vielfach in der Dunkelheit, um sie an die Nacht zu gewöhnen. Die Stute nahm sichtlich an Muskeln zu, sie fraß täglich 20 Pfund Hafer mit einem Zusatz von Kleie und Bohnen.

Ich gewöhnte sie außerdem, jederzeit Brot zu sich zu nehmen, welches aus geschrotenem Hafer, Mais und Eiern bestand. Ich führte von diesem Brote während des Distanzrittes einen eisernen Bestand von zwei Pfund mit. In Stockerau, etwa 20 km von Floridsdorf, erhielt die Stute hiervon das letzte Stück in Cognac getränkt.

Nach Ablauf des Manövers fuhr ich am 24. September mit der Stute von Paderborn nach Berlin. Am 25. früh auf dem Potsdamer Bahnhofe angelangt, wurde der Wagen infolge falscher Weichenstellung vor meinen Augen auf einen stehenden Güterzug gefahren. Ein dumpfes Krachen und Zusammenstürzen im Wagen, ich lief hin, die armstarke eiserne Vorlegestange lag krummgebogen auf dem Boden. Die Stute war mit dem Kopf gegen die Stirnwand des Wagens geflogen, vorne links an der Sehnenscheide zeigte sich eine 1½ cm lange Fleischwunde, welche später in den Zeitungen vielfach irrthümlich als Sehnenblutung erwähnt wurde.

Beim Anführen zeigte die Stute keine Lahmheit, aber völlige Gleichgültigkeit. Im Laufe des Tages versagte sie das Futter, und auch am 26. nahm sie nur sehr wenig zu sich. Professor Dr. Möller von der Königlichen Thierarzneischule konstatirte Gehirnstörungen verbunden mit Kopfschmerz.

Ich ließ die Stute durch den Oberroßarzt Zenner vom 1. Garde-Dragoner-Regiment behandeln. Die Besserung trat jedoch nur sehr allmälig ein, und ich war entschlossen, die Stute nicht zu starten, wenn sie nicht bis zum 30. September ihre gewöhnliche Ration zu sich nehmen würde.

Um die Stute nicht gänzlich aus der Arbeit zu nehmen, ritt ich sie täglich einige Stunden und erkundete die Gegend bis Lichtenrade. Schon auf dieser kurzen, gar keine Schwierigkeiten bietenden Strecke, stellte sich heraus, wie vortheilhaft eine vorherige Erkundung des Weges war. Ich habe bis Lichtenrade kein Pflaster passirt und sechs Minuten an Zeit gewonnen.

Nach Rücksprache mit dem Korpsroßarzt Köster ließ ich in der Lehrschmiede den Beschlag abnehmen. Hierbei stellte sich heraus, daß Erde und sandige Bestandtheile zwischen Lederplatte und Hufsohle eingedrungen waren, sich dort festgesetzt hatten und so einen fortwährenden Druck auf die Sohle ausübten. Daher auch das Klammgehen. Die Stute wurde nunmehr nach Angabe des Korpsroßarztes Köster mit gewöhnlichen Hufeisen aus Feinkorneisen beschlagen. Dieser Beschlag hat sich ausgezeichnet bewährt. Das

Feinkorneisen ist härter als Stahl, nutzt daher weniger ab. Es hat einen körnigen Bruch und wird durch die Abnutzung nicht so glatt wie das Stahleisen mit faserigem Bruche. Dagegen ist die Gefahr des Zerbrechens infolge der körnigen Struktur größer.

Auffallend ist es, daß die Hintereisen durch den Ritt mehr gelitten hatten als die Vordereisen; das rechte Hintereisen war völlig durchgelaufen. Es ist dies wahrscheinlich auf das Nachschleppen der Hinterhand bei eintretender Ermüdung zurückzuführen.

Der Zustand der Stute besserte sich von Tag zu Tag. Sie fraß zwar am 1. Oktober wieder 20 Pfund Hafer, machte aber dennoch keinen ganz frischen Eindruck.

Meinen eigenen Körper habe ich nur einem Lauftraining unterzogen. Die letzte Arbeit that ich am 1. Oktober. Ich ging von Potsdam nach Berlin und zwar 2 km Schritt, 1 km Eilschritt und legte die Strecke von $3\frac{1}{2}$ Meilen in 4 Stunden 45 Minuten zurück.

Ich komme nunmehr zu meiner und des Pferdes Ausrüstung. Ich war bekleidet mit einem Wollhemde, einem seidenen Unterbeinkleid, wollenen Strümpfen, einer kurzen, nach englischem Muster gearbeiteten Reithose, einem Paar langen Stiefeln aus leichtem Kalbleder mit starken Sohlen, einem blauen Koller und einer Mütze. Anstatt der Reitpeitsche führte ich am rechten Handgelenk einen Krückstock, welcher mir beim Gehen, namentlich in der Nacht, große Dienste leistete.

Obschon der Druck gänzlich abgeheilt war, entschied ich mich für eine leichte Bockpritsche ohne Unterlegedecke mit Steigbügeln aus Aluminium. Der Rücken wird auf diese Weise weniger erhitzt, weil die Luft durch die Kammer des Sattels streichen kann. Der rechte Bügel war mit einer Vorrichtung zur Aufnahme der Laterne versehen. Die Sohle desselben war durch eine im Winkel nach vorne und außen stehende Schiene verlängert. Diese Schiene hatte am äußeren Ende einen Zapfen, auf welchen die Laterne geschoben wurde. Das Licht wurde auf diese Weise nach vorne vor das Pferd geworfen. Die Laterne selbst war eine Radfahrerlaterne mit Feder, wodurch der Stoß beim Reiten gebrochen wurde, so daß das Licht einigermaßen ruhig stand.

Als Zäumung benutzte ich eine gewöhnliche Marschhalfter, in welcher die Trense vermittelst eines Karabinerhakens befestigt war. Außerdem waren am Backenstück zwei nach oben und außen gebogene Haken angebracht zum Einhängen der Kantare. Mit einem Griff wurden die Gebisse gelöst, so daß ohne Zeitverlust getränkt und gefuttert werden konnte. Am Sattel befand sich vorne eine Packtasche und hinten zu beiden Seiten je eine Hufeisentasche.

Bei einem Ritte über 600 km Tag und Nacht giebt es Friktionen mancherlei Art, und wenn man auch nicht alle Fälle vorsehen kann, so hielt

ich es doch für angezeigt, die nothwendigsten Sachen mitzunehmen, um einerseits meinem Pferde unterwegs ohne Zeitverlust einige Erfrischung und Stärkung zu verschaffen, andererseits aber Unfälle, welche die Durchführung des Rittes in Frage stellen konnten, möglichst sofort unschädlich zu machen.

In der Packtasche befand sich:

1 eiserne Portion Brot (2 Pfund),
1 Fläschchen Cognac,
etwas Karlsbader Salz.
etwas Salicylwatte,
1 Gazebinde,
1 Fläschchen mit Jodoformkollodium,
etwas Hirschtalg und
Salicylpulver.

Das Karlsbader Salz benutzte ich bei jedesmaligem Futtern als Zusatz zur Beschleunigung der Verdauung. Das Pferd verdaut ebenso wie der Mensch am besten in der Ruhe. Da ich die Ruhepausen abkürzen wollte, so mußte die Verdauung beschleunigt werden, wenn ich nicht Gefahr laufen wollte, daß das Pferd infolge von Entkräftung versage oder an Kolik eingehe. Zu früh geritten ist ebenso gefährlich wie zu früh gefuttert.

In den beiden Hufeisentaschen befanden sich:

1 Reserve-Vordereisen } aus Aluminium
1 Reserve-Hintereisen }
nebst Hufnägeln und Schraubstollen,
1 kleiner Hammer,
1 Zange,
1 Schraubschlüssel und
2 Strohsohlen.

Ich war im Hufbeschlage so weit unterrichtet, daß ich ein verpaßtes Eisen auf einen hergerichteten Huf schlagen konnte; dies ist namentlich dann nicht schwer, wenn man wie beim Verlieren eines Eisens die Nägel in die alten Löcher schlagen kann. Ein Vernieten ist nicht einmal nöthig, das läßt man in dem nächsten Dorfe machen, man begnügt sich mit dem Umbiegen der Nägel.

In der zweiten Nacht etwa 4 km vor Caslau verlor ich das linke Hintereisen, ich ersetzte dasselbe sofort, verlor kaum zehn Minuten Zeit und konnte weiterreiten. Schraubstollen und Strohsohlen habe ich nicht eingesetzt, da es nicht regnete und die Wege im Gebirge infolge dessen nicht glatt waren.

Außerhalb an der linken Hufeisentasche befand sich ein kleiner Schwamm einkarabinert, den ich je nach Bedürfniß benutzte, um das Pferd durch Auswischen des Gaumens und der Nüstern sowie durch Befeuchten der Stirn mit kaltem Wasser zu erfrischen.

Es erwies sich dies als äußerst vortheilhaft; ich vermied dadurch das häufige Tränken, und das Pferd fand sich jedesmal von Neuem gestärkt.

Vorne rechts am Sattel hingen meine Sporen.

Beide Hinterbeine waren mit Streichlappen versehen, an der Innenseite, wo sie mit dem Haare in Berührung kommen, mit dünnem Lackleder abgefüttert. Dieses ist nothwendig, sonst setzt sich bei schlechten Wegen der Schmutz fest, und die Lappen scheuern; man führt also das herbei, was man eigentlich verhüten will.

Meine Uhr hatte ich zwischen den Pferdeohren am Hauptgestell der Halfter mittelst einer Schlaufe befestigt. Ich behielt so während des Reitens die Uhr stets im Auge und den Blick auf den Weg gerichtet, den ich reiten mußte. Nur bei Nacht führte ich dieselbe am linken Handgelenk. Es mag dies wie eine Spielerei klingen; wer aber den Weg geritten ist, wird mir zugeben, daß es wegen der vielen Steine absolut nothwendig war, immer vor sich durch die Pferdeohren auf den Weg zu sehen.

Das Gewicht des Sattels mit Ausrüstung betrug 12 kg, mein eigenes 62 kg, im Ganzen also 74 kg.

Einen Pferdepfleger nach bestimmten Orten vorauszusenden, hielt ich nicht für zweckmäßig, man bindet sich dadurch an einen Ort und macht sich abhängig; der Zustand des Pferdes allein muß den Reiter bestimmen, zur geeigneten Zeit eine Ruhepause eintreten zu lassen.

Eine Erkundung des Weges unternahm ich aus Mangel an Zeit nicht, dagegen beschäftigte ich mich eingehend mit dem Studium der Generalstabskarten. Ich prägte den Weg derart meinem Gedächtnisse ein, daß ich die Reihenfolge der Dörfer und Städte mit ihren Abständen nach Kilometern wußte. Ich habe während des Rittes nur selten einen Blick auf die Karte geworfen.

Gänzlich geirrt hatte ich mich jedoch in der Geländegestaltung. Ich hatte mir nach der Generalstabskarte ein Profil in 20 m-Schichtlinien entworfen. Bei einem Maßstabe von 1 : 100 000 läßt sich aber das Gelände nicht genau wiedergeben, und ich fand, daß das Bild, welches ich mir entworfen hatte, der Wirklichkeit durchaus nicht entsprach.

Um das Lausitzer Gebirge zu überschreiten, standen zwei Wege offen; der eine führt von Bautzen über Löbau, Zittau nach Niemes, der andere von Bautzen über Rumburg, Zwickau nach Niemes. Der erstere ist zwar um 7 km weiter, hat aber geringere Höhenunterschiede, da er größtentheils auf einem Plateau läuft, der andere dagegen zeigt bedeutende Steigungen und Senkungen, weil er verschiedene Querthäler durchschneidet.

Da der Weg über Zittau auch in besserem Zustande sein sollte, so entschloß ich mich für diesen. Eine Eintheilung des Weges nach Futter- und Ruhepausen habe ich nicht gemacht und mir nur vorgenommen, bis zur ersten Futterpause die Ebene völlig auszunutzen, d. h. in der Nacht vom ersten zum zweiten Tage die Gegend von Löbau zu erreichen.

Infolge der Unpäßlichkeit der Stute änderte ich am letzten Tage vor dem Start meinen Entschluß dahin, am ersten Tage eine geringere Anforderung zu stellen und nur bis in die Gegend von Bautzen zu gelangen, dort das Befinden der Stute abzuwarten und dann den kürzeren Weg nach Rumburg über das Gebirge zu nehmen.

Ich beging so einen großen Fehler, indem ich eine halbe Maßregel traf. Entweder ich hielt die Stute für nicht in Ordnung, dann durfte ich sie überhaupt nicht starten, oder ich hielt sie für gesund, dann mußte ich das thun, was ich theoretisch für richtig hielt, d. h. die Ebene völlig ausnutzen und innerhalb der ersten vierundzwanzig Stunden die größte Anzahl Kilometer zurücklegen.

Am 1. Oktober erbot sich ein Mitglied des deutschen Radfahrerbundes, Herr Gilsdorf aus Berlin, mich auf dem Ritte zu begleiten. Dieses Anerbieten war mir sehr willkommen. Ich habe aus seiner Begleitung manche Vortheile gezogen, namentlich in Bezug auf Bestellung von Unterkommen und Verpflegung für das Pferd.

Nach dem Loos mußte ich am 3. Oktober, 8^{50} vormittags starten. Mit nicht geringen Hoffnungen beseelt, führte ich am Morgen des 3. Oktober meine Stute zum Starte nach dem Steuerhäuschen.

Hier bildeten die vielen bereits gemeldeten Unglücksfälle den Gegenstand lebhafter Erörterungen über die Eintheilung des Rittes und die Art, zu reiten. Leicht wurde mir unter diesen Umständen das Abreiten von Berlin nicht. Ich konnte die Zeit des Startes nicht erwarten, und die Folge davon war ein falscher Start.

Um 8^{50} vormittags senkte sich die Flagge des Starters für mich zum zweiten Male, ich wurde entlassen und verschwand in dem feuchten Nebel des Tempelhofer Feldes.

Ich schlug die Richtung nach dem Bahnübergange an der Straße Tempelhof-Britz ein und erreichte auf einem Fußpfade am Schetzelberg vorbei südlich Mariendorf die Chaussee nach Lichtenrade. Ich vermied auf diese Weise das schlechte Pflaster Tempelhof—Mariendorf.

Obschon der Sommerweg sehr gut war, zog ich es doch vor, auf dem Rande des Chaussee-Oberbaues zu reiten, wo derselbe mit dem Sommerweg zusammenstößt, die Pferde gehen hier genügend weich, die Anstrengung ist geringer als auf dem Sommerwege, namentlich an Tagen, an welchen es geregnet hat, und man läuft nicht so leicht Gefahr, daß das Pferd sich etwas in den Huf tritt.

So trabte ich bis Dahlewitz, welches ich um 10^{15} vormittags erreichte. Auf dem Pflaster angelangt, sprang ich aus dem Sattel und ging im Eilschritt bis zum Südausgange; die Stute folgte mir willig, dann saß ich, um keine Zeit zu verlieren, in der Bewegung auf und setzte den Weg bis Zossen fort. Hier machte ich zum ersten Male von meinem Schwamme

Gebrauch. Mit dem nassen Schwamm fuhr ich der Stute tief in den Gaumen, drückte denselben aus, wusch dann die Nüstern und kühlte die Stirn. Saufen ließ ich die Stute nicht.

Um 12^{25} nachmittags langte ich in Baruth an. Meinen Radfahrer hatte ich vorausgesandt, um am jenseitigen Ausgange lauwarmes Wasser mit Mehl bereitzustellen. Die letzten zehn Minuten ging ich, damit das Pferd verschnaufe und sich abkühle.

Die Stute zeigte äußerlich keine Erhitzung, auch keinen vermehrten Flankenschlag. Ich gab ihr einen halben Eimer warmen Mehltrank und erfrischte sie mit dem Schwamme. Hierauf setzte ich den Weg über Golßen, Luckau nach Kalau fort, welches ich um 4^{45} nachmittags erreichte.

Da ich in Kalau nach 100 km eine kleine Rast machen wollte, ging ich die letzten 3 km zur Auskühlung des Pferdes. Im „Hotel zur Sonne" erhielt das Pferd einen warmen Mehltrank und etwas Heu. Zur eigenen Stärkung nahm ich Thee mit rohen Eiern zu mir, studirte darauf die Karte und erkundigte mich bei den Landbewohnern, ob der Weg von Alt-Döbern über Bahnsdorf, Liske, Gr. Partwitz nach Hoyerswerda bei Nacht zu finden sei. Dies wurde entschieden in Abrede gestellt und es blieb mir nur übrig, den 6 km weiteren Weg über Senftenberg nach Hoyerswerda zu nehmen.

Um 6 Uhr nach einer Rast von $1^1/_4$ Stunden brach ich zu Fuß auf und bemerkte zu einigen auf der Straße stehenden Herren: „Wenn Sie hier bis 8 Uhr warten, werden Sie die ersten Oesterreicher sehen." Nach Passiren der Eisenbahn etwa 2 km südöstlich Kalau stieg ich zu Pferde und setzte den Weg über Mukwar, Alt-Döbern, Räschen nach Senftenberg fort.

Unweit Mukwar begegneten mir zwei Ungarische Husarenoffiziere, wahrscheinlich der Ober-Lieutenant v. Miklos und der Lieutenant v. Csávossy. Mit einem „Servus!" trabten wir aneinander vorüber. Ich war durchaus nicht erstaunt, da ich auf eine große Leistung von Oesterreichischer Seite her gefaßt war.

Während des Rittes nach Senftenberg überlegte ich mir, ob es nicht angesichts dieser Leistung angezeigt sei, bei meiner ersten Absicht zu bleiben und vor der ersten Futterpause die Gegend jenseits Bautzen zu erreichen. Die Oesterreicher hatten bis Berlin nur noch 115 km zurückzulegen. Da ich aber nicht wußte, wo sie die letzte Ruhepause gemacht hatten, so war eine Berechnung, wann sie ungefähr in Berlin eintreffen könnten, unmöglich, und ich blieb bei meinem Entschlusse, diesseits Bautzen zu bleiben. Um 9 Uhr in Senftenberg angelangt, ließ ich mich durch den Ort auf den Weg nach Hoyerswerda führen. Der Mond schien hell und klar, und doch mußte man wegen der vielen losen Steine mit großer Vorsicht reiten, so daß ich erst um 10^{45} abends in Hoyerswerda anlangte. Am ersten Hause wurde ein Mann herausgeklopft, das Pferd mit dem nassen Schwamm

erfrischt und nach zehn Minuten Aufenthalt der Weg über Särchen, Wartha, Königswartha nach Kl. Welka, 4 km diesseits Bautzen, fortgesetzt.

In mäßigem Tempo mit Rücksicht auf den Zustand der Stute gelangte ich um 2½ Uhr nachts nach Kl. Welka. Die Stute war ganz frisch, ich hätte nach meinem Gefühl noch gut zwei Stunden weiterreiten können und auch müssen, ich hatte aber meinen Burschen mit Futter nach Kl. Welka vorgeschickt, veranlaßt durch die Unpäßlichkeit der Stute, ein Fehler, den ich aus vorhin erwähntem Grunde sehr bereue.

In der Herrenhuter Kolonie bei Buck fand ich sehr gute Aufnahme. Die Stute, welche ich während der letzten 3 km geführt hatte, wurde mit verschlagenem Wasser vollständig abgewaschen, mit Flanelltüchern trocken gerieben und alsdann gänzlich mit Fluid eingerieben, namentlich auf dem Rücken, den Nieren und Muskeln, um diese geschmeidig zu erhalten.

Die Stute zeigte nach dieser Behandlung äußerstes Wohlbehagen, sie erhielt zuerst einen warmen Mehltrank und nach Verlauf von einer halben Stunde 12 Pfund Hafer mit einem Zusatz von Karlsbader Salz. Die Beine behandelte ich mit nassen wollenen Bandagen, zur Auskühlung der Hufe verwendete ich starke, nach der Form des Hufes geschnittene Filzplatten, welche, in Wasser getränkt, um die Fesseln geschnallt wurden.

Die Fleischwunde an der Sehnenscheide wurde ausgewaschen und mit Jodoformkollodium bestrichen. Unterdessen war für mich der Thee bereitet, welchen ich in großen Massen zu mir nahm, dazu etwas Fleisch. Um nicht steif zu werden, ließ ich mir die Beinmuskeln und den Rücken mit Fluid einreiben, ging dann wieder in den Stall, beobachtete die Stute, zog die Stiefel aus und legte mich einige Zeit hin, ohne jedoch zu schlafen.

Nachdem die Stute ausgefressen hatte, ließ ich satt tränken und brach nach einer Ruhepause von drei Stunden um 5^{40} vormittags auf.

Ich schlug den Weg über Temnitz, dann Bautzen links liegen lassend über Groß-Postwitz, Worbis nach Neu-Salza ein, welches ich gegen 9 Uhr erreichte.

Von Klein-Welka aus führte ich so lange, bis bei der Stute die Verdauung eingetreten war. Die Wirkung des Karlsbader Salzes machte sich bereits nach 20 Minuten bemerkbar.

Die Stute befand sich ganz frisch, trotzdem sie innerhalb 24 Stunden, 4¼ Stunden Ruhepause eingerechnet, 200 km zurückgelegt hatte.

Unweit Worbis waren die Steigungen so bedeutend, daß mein Radfahrer nicht folgen konnte, er benutzte die Eisenbahn und traf mich in Weißwasser wieder.

In Neu-Salza angelangt, wurde mir gesagt, daß die meisten Herren den näheren Weg über Fichtelschenke, Froschmühle nach Alt-Georgswalde geritten seien, ich ließ mich darauf ein, fand aber zu meinem größten

Schrecken, daß der Weg sehr felsig und für eine schnellere Bewegung absolut ungeeignet war.

Hätte ich vorher erkundet, ich wäre den Weg nicht geritten, sondern auf der Chaussee geblieben.

Ich setzte den Weg über Rumburg, Niedergrund nach Zwickau fort.

Zwischen Rumburg und Zwickau war die Straße sehr ausgefahren, ein Sommerweg war nicht vorhanden, die Steigungen und Senkungen wurden erheblich, jetzt begann die Hauptschwierigkeit, die Eintheilung zwischen Traben und Gehen.

Bergauf traben, bergab gehen oder umgekehrt hätte zu viel Zeit erfordert; auch würde ich mit der vielfach empfohlenen Theorie, immer etwa 6 km zu traben, dann kurze Zeit zu gehen, nicht weit gekommen sein.

Ich habe es jedenfalls nicht gethan; bei starken Steigungen habe ich viel geführt, bei starkem Gefälle bin ich neben der Stute hergetrabt, mit der rechten Hand in die Mähne fassend. Im Uebrigen habe ich mich lediglich von dem Gefühl bestimmen lassen, ob es angezeigt war, abzusitzen oder weiterzutraben.

Spannte sich der Rücken ab und schleppte die Hinterhand, so sprang ich herunter, ging kurze Zeit, oft nur drei bis vier Minuten, saß dann auf und trabte weiter. Dieses wiederholte ich, so oft es angezeigt war.

Die Rückenmuskeln und das Rückenmark werden bei einem Dauerritt besonders in Anspruch genommen. Eine rechtzeitige Entlastung dieser Muskeln und eine Befreiung des Rückenmarkes von der stoßenden Bewegung des Reiters ist für die Leistungsfähigkeit des Pferdes von großer Bedeutung.

Wenn die Hinterhand noch so kräftig ist, der Rücken aber bereits so angegriffen, daß er den Schub aus der Hinterhand nicht mehr auf die Vorhand übertragen kann, so ist eben die Verbindung unterbrochen und die Vorwärtsbewegung hört auf oder wird doch sehr herabgemindert. Das Pferd kriecht dann mühsam auf der Vorhand weiter und schleppt die Hinterhand nach.

Von Niemes bis Weißwasser, wo ich um 4^30 nachmittags eintraf, war der Weg recht gut.

Mein Radfahrer hatte bereits einen warmen Mehltrank für die Stute und für mich heißen Thee bereitstellen lassen. Auf der Post erwartete ich eine Depesche aus Berlin über den besten Oesterreichischen Rekord. Eine solche fand ich jedoch nicht vor, ich hatte aber bereits von einem Oesterreichischen Kameraden erfahren, daß der Rekord des Oberlieutenants v. Miklos 74 Stunden betragen solle. Genaues wußte Keiner. Ich hatte bis jetzt zu einer Strecke von 271 km 31 Stunden 40 Minuten gebraucht; mein Pferd war ganz frisch. Ich hatte noch etwa 300 km zurückzulegen; dieses glaubte ich in 37 Stunden leisten zu können, um mit einem Rekord von 69 Stunden in Wien einzutreffen.

Nach einstündiger Rast um 5^{20} nachmittags brach ich auf über Jung-Bunzlau, Zawadilka nach Nimburg, welches ich gegen 11 Uhr abends erreichte. Die Stute erhielt einen warmen Mehltrank und etwas Brot.

Nach kurzem Aufenthalte verließ ich Nimburg und ritt über Klut, Neudorf, Neu-Kolin nach Caslau. Von Kluk an wurde der Weg immer steiniger und schlechter, ich mußte viel führen und kam nur langsam vorwärts.

Erst 2 Uhr nachts erreichte ich Neu-Kolin. Hier hatte ich mir einen Wegweiser bestellt, welcher mich um 12 Uhr nachts an der Chaussee erwarten sollte.

Ich traf denselben nicht, wahrscheinlich infolge meiner Verspätung. Die Nähe der Elbe verursachte einen starken Nebel. Es wäre angezeigt gewesen, jetzt eine Futterpause zu machen und mit Tagesanbruch weiterzureiten.

Ich hatte aber meinen Burschen mit Hafer nach Caslau vorgeschickt, dieser zog mich an, und ich beging den großen Fehler, mich hierdurch bestimmen zu lassen, nach Caslau weiterzureiten.

Der Weg von Neu-Kolin nach Caslau war sehr ausgefahren, zum Theil frisch aufgeschottert. Infolge des herrschenden Nebels waren die Geleise kaum zu sehen, die Stute war fortwährend im Stolpern, und ich war gezwungen, den größten Theil des Weges zu Fuß zurückzulegen.

Etwa 4 km von Caslau trat die Stute in ein tief ausgefahrenes Geleise und riß sich das linke Hintereisen ab. Das Herausziehen der Nägel, das nothdürftige Unterschlagen des Reserveeisens erforderten 10 Minuten, und so langte ich erst um 6 Uhr früh in Caslau an.

Unwiederbringliche Zeit war verloren. Ich hatte von Neu-Kolin bis Caslau zu einer Strecke von 19 km nicht weniger als vier Stunden gebraucht, was bei Tage in $2^1/_2$ Stunden leicht zu leisten gewesen wäre.

Um die verlorene Zeit einzuholen, machte ich in Caslau statt drei nur zwei Stunden Rast und futterte 10 Pfund Hafer.

Die Behandlung des Pferdes war dieselbe wie in Klein-Welka. Etwas ermüdet, ärgerlich über mich selbst, warf ich mich aufs Stroh, ließ die Stute durch einen Beschlagschmied regelrecht beschlagen, nahm Thee und Eier zu mir und studirte die Karte.

Die Stiefel wagte ich nicht auszuziehen, weil mir die Füße angeschwollen waren.

Um 8 Uhr brachen wir auf über Goltsch-Jenikau, Habern nach Deutsch-Brod.

Die Stute war ganz frisch; als ich mit ihr im Laufschritt nach Deutsch-Brod herunterkam, sah man ihr nicht an, daß sie bereits 390 km zurückgelegt hatte.

Auf dem Marktplatze am Brunnen traf ich den Major v. Schmidt-Pauli und den Lieutenant v. Graevenitz; ich machte Halt, erfrischte mein

Pferd mit dem Schwamm und setzte nach zwei Minuten Aufenthalt den Weg über Heiligen-Kreuz, Stecken nach Iglau fort, begleitet bis Heiligen-Kreuz vom Lieutenant v. Graevenitz.

Dieser erzählte mir, daß der Lieutenant Graf Königsmark vom Königs-Ulanen-Regiment und der Hauptmann v. Förster von der Luftschiffer-Abtheilung, welche am 3. Oktober um 6 Uhr bezw. 6^{50} vormittags gestartet waren, seit einer Stunde durchseien.

Jetzt sehnte ich meinen Radfahrer herbei. Seit Habern war er verschwunden, er konnte auf den schlechten Wegen im Gebirge nicht folgen und hatte es vorgezogen, die Eisenbahn zu benutzen. Endlich gegen 1 Uhr, etwa 3 km diesseits Iglau, kam er mir entgegen. Ich beauftragte ihn, in Richtung auf Stannern so lange weiterzufahren, bis er den Hauptmann v. Förster und den Lieutenant Graf Königsmark erreicht habe, womöglich auch festzustellen, wo dieselben die letzte Rast gemacht hätten.

Um meinen eigenen Rekord nicht zu verrathen, wählte ich den Weg um Iglau durch die Promenade. Am jenseitigen Ausgange machte ich Halt, verabreichte meiner Stute einen warmen Mehltrank und erfuhr durch einen Herrn, daß der Rekord des Lieutenants v. Miklos durch den Oberlieutenant Graf Starhemberg um einige Stunden geschlagen sei, um wie viel, habe ich nicht erfahren. Ich erwähne dies besonders, weil vielfach behauptet worden ist, ich wäre durch Depeschen des Deutschen Militärbevollmächtigten am Wiener Hofe, des Obersten und Flügeladjutanten Sr. Majestät Herrn v. Deines, über den Rekord des Grafen Starhemberg in Kenntniß gesetzt und veranlaßt worden, schneller zu reiten. Ich muß diese Behauptung entschieden in Abrede stellen. Ich habe überhaupt weder von Berlin noch von Wien eine Depesche erhalten. Den richtigen Rekord des Grafen Starhemberg, nämlich 71 Stunden 26 Minuten, habe ich erst durch meinen Radfahrer in Korneuburg, 11 km von Florisdorf, erfahren. Es war auch ganz gleichgültig, denn schneller konnte ich doch nicht reiten.

Nach einer Rast von 15 Minuten ritt ich um 1^{40} nachmittags weiter über Stannern, Lang-Pirnitz, Schelletau. Nach Verlauf einer Stunde berichtete mir der Radfahrer, daß er den Hauptmann v. Förster nicht spüren könne.

Mittlerweile hatte sich ein kalter Wind erhoben, die Steigungen waren sehr stark, ich mußte viel gehen.

Plötzlich hörte ich hinter mir, es war schon dunkel geworden, Hufschlag; es waren der Hauptmann v. Förster und Lieutenant Graf Königsmark. Wir hatten uns gegenseitig verfolgt, die beiden Herren hatten vor Iglau in einem kleinen Wirthshause Halt gemacht, und während dieser Zeit war ich vorbeigeritten. Sie wollten in Mährisch-Budwitz Rast machen, da sie in der Nacht von Neu-Kolin aufgebrochen waren und bereits 127 km ohne Rast zurückgelegt hatten.

Da ihre Pferde schon Spuren von Müdigkeit zeigten, schlug ich ihnen vor, sich mir anzuhängen und mit mir nach Wien durchzureiten. Mit müden Pferden eine längere Ruhepause zu machen, hielt ich für zu gewagt.

Je schlechter und müder das Pferd wird, desto schneller muß man reiten, d. h. desto mehr muß man die Ruhepausen abkürzen, damit das Pferd nicht steif wird.

Der Vorschlag wurde angenommen und wir machten zunächst bei einem Wirthshause eine kurze Rast, gaben den Pferden etwas Heu und einen warmen Trank. Da ich seit 48 Stunden nur Thee und Eier, und seit morgens 8 Uhr überhaupt nichts zu mir genommen hatte, ging ich in das Haus, um ein Rebhuhn, welches mir ein Herr unterwegs gereicht hatte, mit den beiden Herren zu theilen. Ich bat den Radfahrer, bei der Stute zu bleiben. Plötzlich hörte ich draußen husten, ich stürzte hinaus, es war meine Stute.

Dicker weißer Schaum quoll ihr aus Maul und Nüstern. „Was ist mit der Stute geschehen?“ „Nichts, sie hat Heu gefressen, und da sie Durst hatte, habe ich sie nochmals getränkt!“

Es herrschte ein kalter Wind, war die zu plötzliche Abkühlung schuld, oder hatte die Stute aus Versehen zu kaltes Wasser bekommen? Wer vermag es zu entscheiden!

Bisher hatte ich die Stute nicht aus dem Auge gelassen, jetzt, wo ich mich dem Ziele näherte und infolge der vermehrten Anstrengung doppelte Vorsicht geboten war, wurde ich meinem Prinzipe untreu. Die einzige Rettung erblickte ich im sofortigen Weiterreiten, um die Stute zu erwärmen. Schnell waren Maul und Nüstern ausgewaschen, und fort ging es.

Doch der Husten ließ nicht nach, ich hatte das Gefühl, als wollte die Stute stehen bleiben. Ich saß ab, erklärte dem Hauptmann v. Förster, daß ich den Ritt aufgeben müsse, und bat ihn, weiterzureiten.

Als ich einige Zeit geführt hatte, hörte der krampfartige Husten auf, die Absonderung des Schaumes verschwand, ich bestieg die Stute, und nach Verlauf von ½ Stunde ging sie so frisch wie vorher.

Der Weg war sehr ausgefahren, an der Seite lagen bald hier, bald da kleine Steinhaufen, welche im Dunkel der Bäume nicht zu sehen waren. Etwa 4 km vor Mährisch Budwitz stürzte Graf Königsmark über einen solchen Haufen.

Das Pferd hatte sich beide Kniee durchgeschlagen. Ich gab ihm mein Verbandzeug, unterstützte ihn, so gut es ging, und ritt mit dem Hauptmann v. Förster weiter.

Um 8^{30} abends passirten wir Mährisch Budwitz und langten um 12^{15} nachts in Znaim an. Ich kann mich auf die Einzelheiten des Rittes nicht mehr besinnen, ich weiß nur, daß das fortwährende auf die Erde Sehen, aus Furcht vor dem Stürzen, und das starke Gegenhalten mit dem Kreuz mir Schwindel und Kreuzschmerzen verursachten.

In dem Gasthause „Zu den drei Kronen“ machten wir Halt, hier erfuhr ich von Oesterreichischen Kameraden, daß der Rekord des Oberlieutenants Grafen Starhemberg 71 Stunden betragen sollte. Die Herren waren uns in echt kameradschaftlicher Weise behülflich, wir gaben den Pferden einen warmen Mehltrank, etwas Brot in Cognac getränkt, leerten ein fröhliches Glas und setzten nach einer Rast von 15 Minuten vergnügten Sinnes den Weg über Oblaß nach Jetzelsdorff fort.

Ich hatte zur Zurücklegung der Strecke bis Florisdorf von etwa 80 km noch etwa 8 Stunden Zeit. Mein Pferd war frisch und in so guter Verfassung, daß ich berechtigte Hoffnungen für den Konditionspreis haben konnte. Die Oesterreichischen Kameraden wunderten sich über das gute Aussehen der Stute und erklärten, daß ich zwischen 6 und 7 Uhr morgens in Florisdorf eintreffen könne; dieses wurde auch von Znaim aus nach Florisdorf telegraphirt.

Als wir Jetzelsdorf erreichten, sah ich nach der Uhr, es war 2^{45} nachts, es herrschte ein starker Nebel, welcher dichter und dichter wurde, derart, daß man kaum fünf Schritte weit sehen konnte und selbst die Laterne vollkommen versagte. Die unzähligen Wagenrasten in Gestalt von kleinen Vertiefungen gaben der Chaussee ein wellenförmiges Gepräge. Meine Stute, die bisher wenig gestolpert war, verlor, da sie nicht sehen konnte, in den Vertiefungen die Beine, sie machte Fehler über Fehler, und nur die wunderbare Schulter bewahrte sie vor einem Sturz.

Ich hatte mich in Znaim nochmals nach der Karte vergewissert, daß ein Verreiten ausgeschlossen sei, wenn man immer geradeaus die große Straße hielt. In der Nacht in jedem Dorfe nach dem Wege zu fragen, hätte zu viel Zeit erfordert.

Ich ritt auf der linken Seite der Straße, der Radfahrer fuhr rechts vorwärts von mir, und der Hauptmann v. Förster folgte. So erreichten wir den Ort Grund. Nach der Karte geht die Straße nach Wien geradeaus, in Wirklichkeit biegt dieselbe jedoch beim Eintritt in das Dorf rechts ab und geht dann wieder geradeaus. Bleibt man auf der linken Seite der Straße und reitet geradeaus, so gelangt man auf die Chaussee nach Wullersdorf, wie es mir ergangen ist. Keiner von uns hatte bemerkt, daß eine Straßengabelung vorhanden war, der Nebel war so stark, daß man dies nicht bemerken konnte.

Da ich die Abstände der Dörfer zu einander wußte und in der Nacht stets durch den Radfahrer nach meinem Buche kontroliren ließ, so hätte sich ein Verfehlen des Weges beim nächsten Dorfe bemerkbar machen müssen. Der unglückliche Zufall aber wollte es, daß die Dörfer auf dem falschen Wege ungefähr in denselben Abständen folgten wie auf dem richtigen. Von Grund aus mußten wir nach 3 km Schöngrabern erreichen, es war aber Wullersdorf. Dann mußte nach 2 km Suttenbrunn folgen, es war

Schalladorf. Ich weiß genau, daß mir der Weg bis Schalladorf etwas weit vorkam, und äußerte dies auch zu dem Radfahrer. Das seitwärts der Straße gelegene Immendorf hatten wir infolge des Nebels nicht bemerkt. Da wir aber noch 2 km Ober-Hollabrunn erreichen mußten und wir auch in Wirklichkeit nach 2 km ein Dorf, nämlich Ober-Stinkenbrunn Nappersdorf passirten, so war ich beruhigt.

Bei Nappersdorf begegnete uns ein Mann, ich fragte ihn: „Wie weit ist es bis Stockerau?“ „Acht Stunden!“ war die Antwort, ich lachte und sagte: „Der Mann ist ein Czeche, er versteht uns nicht.“ Er wies uns mit der Hand den Weg, und wir trabten weiter. So gelangten wir über Kl. Stetteldorf nach Ober-Hollabrunn wieder auf die Hauptstraße.

Ich entsinne mich genau, daß wir in ein ziemlich gebirgiges Gelände kamen. Ich stieg zur Erholung des Pferdes ab, ging eine Zeitlang und wurde plötzlich von einem starken Schwindel erfaßt. Glücklicherweise war ein Haus in der Nähe, ich ließ mir kaltes Wasser über den Kopf gießen und eilte so erfrischt im Laufschritt meiner Stute nach, welche bereits einen guten Vorsprung gewonnen hatte. Der Weg wurde länger und länger. Endlich erschienen Häuser. Ich fragte einen Mann: „Heißt dieses Dorf Stockerau?“ „Nein, Gr. Stelzendorf.“ Nun war es klar, daß wir uns verritten hatten. Statt 19 km noch 39 km vom Ziele; es war ein furchtbarer Schlag. Die Siegeszuversicht hatte mich von Znaim aus etwas gleichgültig gemacht, und die eingetretene körperliche Ermattung ist lediglich diesem Zustande zuzuschreiben.

Jetzt verspürte ich keine Anstrengung mehr. Ich sah auf die Uhr, es war 5⁵⁰ vormittags.

War der Rekord des Lieutenants Graf Starhemberg 71 Stunden, so mußte ich in 2 Stunden 39 km zurücklegen. Dieses war angesichts der schlechten Straße und der Dunkelheit nicht möglich. Zeit war nicht zu verlieren, ich verschwand im Nebel, den Hauptmann v. Förster zurücklassend. Bei Schloß Schönborn vorbeireitend, fiel mir ein, daß mein Bruder einen Weg erkundet hatte von Unter-Mallebarn über Höbersdorf, Hängendes-Kreuz, dann ein Stück querfeld auf Hatzenbach, wo man einen guten Weg über Leitzersdorf, Wiesen nach Korneuburg fand und 4 km abschnitt.

Die Uhr zeigte 6¹⁵ vormittags. Ich konnte die 39 km in 2 Stunden 30 Minuten zurücklegen, wenn ich auf der großen Straße blieb und wäre trotz des Verreitens von dem Grafen Starhemberg nur um 21 Minuten geschlagen worden. Gelang es mir, den kürzeren Weg über Leitzersdorf zu treffen, so war der Sieg nicht ausgeschlossen. Es gab also noch eine Möglichkeit, zu siegen. Zur ruhigen Ueberlegung war keine Zeit, es mußte gehandelt werden, und so ritt ich, vertrauend dem Glücke und in der Hoffnung, daß die Sonne den Nebel theilen würde, bei Ober-Mallebarn die große Straße verlassend auf Unter-Mallebarn.

Den Radfahrer entsandte ich nach dem Ziele, um sich genau nach dem Rekord des Grafen Starhemberg zu erkundigen und mir nach Kornenburg entgegenzukommen. Von Unter-Mallebarn ritt ich über Höbersdorf auf Hängendes-Kreuz, von hier aus querfeld in Richtung auf Hatzenbach. Der Boden war sehr weich, die Stute galoppirte, weil sie in dem tiefen Boden nicht traben konnte. Der Nebel theilte sich nicht, ich hatte keinen Richtungspunkt, gerieth zu weit links und stieß zwischen Hatzenbach und Senning auf den tief eingeschnittenen Mühlbach. Ein Durchreiten war zu gewagt, ringsum dichter Nebel, nicht wissend, wo ich mich befand, kam mir zum Bewußtsein, in welche Gefahr ich mich begeben hatte.

Ich sah ein, daß ich nicht mehr gewinnen konnte, es kam jetzt nur darauf an, das sehr angestrengte Pferd nach Floridsdorf zu bringen und den zweiten Platz zu retten.

Ich ritt auf die Straße Senning—Stockerau zurück und erreichte mit einem ermatteten Pferde 7^{45} vormittags Stockerau, wo ich schon um 7^{10} vormittags sein konnte, wenn ich auf der großen Straße geblieben wäre. Ich machte Halt, gab der Stute verschlagenes Wasser und das letzte Stück Brot in Cognac getränkt, dann löste ich schweren Herzens die Sporen vom Sattel, schnallte sie an und saß auf. Die Stute war durch die kurze Rast schon steif geworden. Es schien mir unmöglich, in diesem Zustande noch 20 km zurückzulegen. Schließlich brachte ich sie in Gang und trabte durch bis Kornenburg. Hier erfuhr ich durch meinen Radfahrer, daß der Rekord des Grafen Starhemberg nicht 71 Stunden, sondern 71 Stunden 26 Minuten betrug.

Ich stieg ab, um die Stute zu schonen, sie fing an zu schwanken, sie war todmüde; sobald sie zum Stehen und zur Ruhe kam, mußte sie umfallen.

Ich sprang herauf, brachte sie in Trab, zum ersten Male, während des ganzen Rittes die Sporen gebrauchend, um die Stute zusammen zu halten, und ritt die letzten 11 km das Pferd ohne Peitsche nach Floridsdorf.

Nur das edele Blut und der Nerv des Pferdes entschieden hier. Ein gemeines Pferd würde seinem Selbsterhaltungstriebe folgend stehen geblieben sein, es wäre passiv geworden und keine Macht der Erde hätte es vorwärts bewegt.

Aber nicht wie ein nasses Segel, sondern mit erhobenem Kopf und festen Tritten kam die brave Stute durchs Ziel, eine etwa 100 m vor dem Ziele aufgenommene Momentphotographie liefert hierfür den Beweis. Drei Minuten nach Passiren des Zieles legte sich Lippspringe erschöpft auf die Straße.

Es war gewiß zu viel gewagt, daß ich die große Straße bei Ober-Mallebarn verließ. Bei ruhiger Ueberlegung hätte ich mir sagen müssen, daß die Sonne im Spätherbste vor neun Uhr nicht die Kraft hat, den Nebel zu theilen.

Die Stute, welche mehrere Stunden auf der Straße liegen blieb, wurde am Nachmittage in den Stall gebracht. Sie stand in der Nacht auf und nahm etwas Mohrrüben und Hafer zu sich. Auch am nächsten Tage fraß sie, und es hatte den Anschein, daß sie die Anstrengungen überstehen werde.

Am zweiten Tage stellte sich Fieber ein, die zugezogenen Thierärzte konstatirten Lungenentzündung, an welcher die treue Stute trotz sorgfältigster Pflege einging.

Der Keim zu dieser Lungenentzündung ist gelegt worden in der letzten Nacht, als der Husten eintrat. Die vermehrte Anstrengung durch das Verreiten und schließlich das lange Liegenbleiben auf der zugigen Straße haben gewiß dazu beigetragen, daß sich aus einer starken Erkältung der Luftwege eine schwere Lungenentzündung entwickelte.

Die Stute hatte innerhalb 73 Stunden 6 Minuten, das Verreiten eingerechnet, wenigstens 597 km zurückgelegt, hiervon zwei Drittel des Weges auf schlechter Straße im Gebirge. Sie ruhte nur acht Stunden und erhielt während dieser Zeit nur zweimal je zehn bis zwölf Pfund Hafer und nach Bedürfniß mehrmals lauwarmen Mehltrank zur Beruhigung des Magens.

Der Ritt fand unter so absonderlichen Wegeverhältnissen statt, daß die Leistung des Pferdes um zehn Prozent höher anzuschlagen ist, als wenn dieselbe Strecke auf gutem Wege in der Ebene zurückgelegt wäre.

Mein eigenes Befinden war nach dem Ritte durchaus wohl. Ich hatte mich nicht durchgeritten, nur die Füße waren etwas angeschwollen. Der Schwindel, welcher mich unterwegs hier und da, namentlich in der Nacht überfallen hat, ist hauptsächlich der starken Anstrengung des Kreuzes zuzuschreiben. Die Stute war nicht genügend durchgeritten, hatte eine ziemlich harte Bewegung und war besonders in der Nacht, wo sie vermehrte Gehlust zeigte, schwer zusammenzuhalten.

Ich trabte durchweg leicht bis Mährisch Budwitz gleichmäßig wechselnd rechts und links. Von hier an versagte der linke Hinterfuß infolge der mangelhaften Durchbildung der Stute, und ich war gezwungen, den Rest des Weges fast ausschließlich den rechten Hinterfuß zum Vorwärtsschieben in Anspruch zu nehmen.

Aus einem Kampfe kann nur Einer als Sieger hervorgehen. Je heißer der Kampf, desto größer die Hochachtung vor dem Sieger, dem Grafen Starhemberg.

Es ist naturgemäß, daß ein so großartiges Unternehmen, wie der Distanzritt Berlin—Wien, Feinde und Verneiner findet.

Ein sportliches Ereigniß sollte der Ritt nicht sein, aber ein militärisches ersten Ranges, und das ist er gewesen.

Bislang hatte man über die Leistungsfähigkeit von Pferd und Reiter ganz andere Ansichten; man ahnte nicht, welch erstaunliches Ergebniß das

harmonische Zusammenwirken von Reiter und Pferd, die Sparung und doch völlige Ausnutzung der Kräfte schaffen würde.

Die Waffe des Kavalleristen ist in erster Linie das Pferd.

Ein Soldat, der sich über die Leistungsfähigkeit seiner Waffe nicht klar ist, wird sie nie voll ausnutzen.

Die Prüfung des Pferdes im Dauerritt war ein militärisches Bedürfniß.

War die Prüfung ernst gemeint, so mußte man das Aeußerste verlangen. Verluste waren in diesem Falle nicht zu vermeiden.

Der Distanzritt hat gezeigt, was Mann und Pferd unter Aufbietung aller Kräfte zu leisten im Stande sind und worüber hinaus man ohne Gefahr nicht gehen kann.

Wenn die von sämmtlichen Herren geforderten Berichte verarbeitet sind, wird es sich zeigen, inwieweit die gemachten Erfahrungen militärisch verwerthbar sind.

Der Soldat soll seine Waffe in brauchbarem Zustande erhalten; das ist seine vornehmlichste Pflicht, er darf sich aber auch nicht scheuen, sie rücksichtslos einzusetzen, wenn die Verhältnisse es fordern.

Der Offizier auf Patrouille reitet schonend wie der Distanzreiter, solange er mit dem Feinde nicht in Berührung ist, er weiß ja nicht, wie weit ihn der Weg führt und welche Leistung er noch zu bestehen hat. Tritt er aber in Berührung mit dem Feinde, dann darf er sich nicht scheuen zur Erreichung seines Zwecks, sein Pferd rücksichtslos einzusetzen; der Verlust desselben gereicht ihm in diesem Falle nicht zur Schande.

Wie sich die Verhältnisse in einem Zukunftskriege gestalten werden, welche Anforderungen an die Kavallerie und namentlich an einzelne Offiziere herantreten, läßt sich nicht berechnen.

Von unschätzbarem Werthe aber ist es nunmehr, zu wissen, daß Pferde drei Tage und drei Nächte ohne sonderliche Ruhe, und ohne viel Futter zu sich zu nehmen, unterwegs bleiben können.

Die Früchte des Distanzrittes wird erst die Wirklichkeit, der Krieg, zeitigen, dann wird man sehen, ob der Nutzen den gebrachten Opfern entspricht.

Ich glaube, daß das Selbstvertrauen jedes Reiters angesichts dieser Leistungen bedeutend gestiegen ist. Jeder wird sich und seinem Pferde im Ernstfalle weit größere Leistungen zumuthen, als sie die Geschichte bisher aufzuweisen hat. Die Anforderungen in Bezug auf Aufklärung und Verfolgung werden ganz andere sein, als man sie nach den bisherigen Erfahrungen für möglich gehalten hat.

Wenn auch durch die Art der Proposition die Chancen zum Siege nicht für Jeden gleich waren, so wird doch, gerade weil unter verschiedenen Bedingungen geritten worden ist, die vergleichende Zusammenstellung der Leistungen um so interessanter und lehrreicher sein.

Es sind mehrere Herren ohne Pferdepfleger geritten, ein großer Theil hat nicht erkundet. Diese haben den Ritt entschieden militärisch durchgeführt. Es wird sehr interessant sein, aus den Berichten zu ersehen, wie sich die Leistungen dieser Herren zu denen stellen, welche die weitgehendsten Vorbereitungen getroffen haben.

Abgesehen von dem allgemeinen militärischen Nutzen dürfte der Distanzritt ganz besonders für jeden einzelnen Reiter in moralischer Beziehung von unschätzbarem Werthe gewesen sein. Die körperlichen Anstrengungen der Friedenszeit sind namentlich für den berittenen Offizier gewöhnlich nicht derart, daß es einer besonderen Willenskraft bedarf, um seine Pflicht voll und ganz zu thun.

Wenigen nur ist es vergönnt, die beste Schule in dieser Beziehung, nämlich die des Steeple-Chase-Reitens, durchzumachen. Die meisten Rennen werden durch den Willen gewonnen.

Der Distanzritt aber bot Jedem Gelegenheit, seinen Willen zu üben. Fast Jeder hat mit Friktionen aller Art zu kämpfen gehabt, und Mancher, der mit einem schlechteren Rekord angekommen ist, hat vielleicht größere Anstrengungen zu erdulden gehabt und ist von nicht geringerer Energie und Willenskraft beseelt gewesen als die Sieger.

Möge das Beispiel, welches uns von Höchster Seite gegeben ist, Nachahmung wecken.

Ein fester Wille ist die Grundbedingung für einen guten Soldaten. Der Wille vermag Alles. Im Wollen stählt sich Kraft und Geist, und nur wer sich selbst verläßt, ist verlassen.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin, Kochstraße 68—70.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW12, Kochstraße 68—70.


War 458.93.5

